Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 266. Sonnabend den 22. September 1888. 82. Jahrgang.

Der gute Doctor.

Erzählung von J. Ifenbeck.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

VIII. Capitel.

„Da sieht Er, daß Ihren menschlich ist! Ich und der Maler und Er selbst, wir Alle haben uns getäuscht. Glaubten wir doch, die Bürgermeisterin und ihre Tochter seien die selbstsüchtigsten, hartherzigsten Geschöpfe. Er, die Mutter kenne ich noch nicht, aber sie kann nicht so sein, da sie ihr Kind so erzogen hat!"

„Aber gnädige Frau Gräfin —"

„Ich will Ihm ja keinen Vorwurf machen, Friedrich, und dem Herrn Gronau noch weniger. Er wußte, daß ich allein sein und bleiben, keinen Menschen sehen wollte. Da hat er es ganz geschickt angefangen, daß ich meinen Willen behielt!"

„Frau Gräfin sprechen doch immer noch von Fräulein Marie?"

„Gewiß! Und wie aufmerksam ist es von der Frau Brand, daß sie ihrer Tochter meinen Namen beigelegt hat. Schon das könnte mir eine bessere Meinung von der Frau beibringen!"

„Aber, Frau Gräfin halten zu Gnaden, Fräulein Marie ist ja gar nicht die Tochter der Bürgermeisterin. Fräulein Marie heißt Müller und nicht Brand!"

„Rede Er keine Dummheiten, Friedrich. Das Gesicht, das ganze Wesen und Bewegen beweist doch, daß das junge Mädchen den Wolfseck's verwandt ist. Glaubt Er denn, daß die Natur so lügen kann?"

„Da — die Aehnlichkeit!" meinte Friedrich mit einem beinahe verzweifelten Gesicht. „Als ich das Fräulein zum ersten Mal sah, da wurde mir ganz Angst. Ich habe Tag und Nacht keine Ruhe gehabt, weil ich nur daran dachte, wem das Fräulein so ähnlich sehe, wie aus den Augen geschnitten! Aber die Tochter der Frau Brand ist es nicht, Frau Gräfin, die sieht anders aus, ganz anders!"

„Er muß und soll unrecht haben!" fiel die Gräfin heftig ein. „Wann kam das Fräulein hierher? Wer hat die Marie gerufen?"

„Der Herr Doctor! Gleich am ersten Tage, als die schwere Krankheit der Frau Gräfin anfing, hat der Doctor gesagt, es müsse Jemand da sein, der die Frau Gräfin Tag und Nacht pflege und keine Minute allein lasse. Die Albertine sei zu alt und selbst noch zu schwach von ihrer Krankheit. Und da kam denn das Fräulein, und bis heute ist es hier geblieben!"

„Er kann gehen! Wenn der Doctor Wilken kommt, so führe Er ihn sofort zu mir. Das Fräulein werde ich rufen lassen, wenn ich etwas bedarf. Dann sage Er dem Herrn Gronau, daß ich ihn morgen sprechen und das Bild sehen möchte."

Es war am zweiten Tage, den Frau v. Wolfseck wieder in einem Lehnstuhl zubringen konnte, als diese Unterredung stattfand. Die Genesung hatte so schnelle Fortschritte gemacht, daß selbst der Doctor sein Erstaunen darüber aussprach. Statt der früheren phlegmatischen Gleichgiltigkeit zeigte die Gräfin dabei das regste Interesse für Alles, was um sie her vorging.

Als jetzt der Doctor bei der Gräfin eintrat, sie in seiner einfachen, ungezwungen herzlichen Art begrüßte und nach ihrem Befinden fragte, hatte sie kaum Ruhe genug, um mit einem kurzen Wort darauf zu antworten.

„Wer ist das junge Mädchen, das sie mir zur Pflege bestellt haben, Doctor?" fragte die Gräfin hastig.

„Mein Mündel, Marie Müller", erwiderte Wilken. „Haben Sie irgendwie zu klagen? Oder wollen Sie mir jetzt noch Vorwürfe machen, daß ich es gewagt habe, eine fremde Person hier einzuführen? Dann lassen Sie sich aber nur das Eine gesagt sein, Frau Gräfin: Für Ihr Leben gab ich keinen Pfifferling, als ich an jenem Morgen herkam, und daß Sie heute wieder aufrecht sitzen und alle Aussicht haben, Ihre Tage noch um eine erkleckliche Zahl höher zu bringen, das haben Sie nächst Gott nur meinem Mündel zu verdanken."

Der Doctor athmete tief auf, als wenn er sich erleichtert fühle, weil er das hatte aussprechen können, was ihn schon lange bedrückte, nach seiner Gewohnheit rieb er mit der Hand seinen Kopf, als ob er jetzt Zeit zu dem Versuch habe, die widerspenstigen Haare endlich zur Ordnung zu bringen.

„Glauben Sie mir, Doctor, ich weiß, was ich Ihnen und meiner Pflegerin zu danken habe!" sagte die Gräfin mit Wärme. „Mein Leben — lange Jahre hielt ich das für das Werthloseste, Nichtigste, nichts hätte ich lieber von mir geworfen. — Die letzten Tage haben mich aber erkennen lassen, daß ich noch nicht sterben darf, daß mir Gott das Leben wieder geschenkt hat, damit ich nachhole, was ich in thörichter Verblendung, in strafbarer Verirrung unterließ —"

„Frau Gräfin", unterbrach der Doctor in fast unwilligem Tone die alte Dame, „Frau Gräfin, ich bin Ihr Arzt, nicht Ihr Beichtiger. Wir sind alle sündige Menschen, und wenn Sie eine Schuld drückt, so machen Sie das mit Ihrem Gotte allein ab!"

„Sie haben das rechte Wort gesprochen", fiel die Gräfin lebhaft wieder ein. „Mein Beichtiger! Als solchen will ich Sie ansehen. Ich habe Vertrauen zu Ihnen — nun, Sie werden schon genug gehört haben, von mir selbst gehört haben. Daß ich meiner selbst unbewußt mehr gesagt habe, als ich in gesunden Tagen angeplaudert haben würde, das werden Sie mir doch eingestehen?"

Wilken nickte nur eine Bejahung und faßte nach der Hand der Gräfin, um ihren Puls zu fühlen.

„Ich bin ruhiger denn je!" fuhr Frau v. Wolfseck fort. „Was ich Ihnen sagen will, habe ich genugsam überlegt. Seit der Stunde, in der ich zum ersten Mal wieder denken konnte, bin ich zu der Einsicht gekommen, daß Alles anders werden muß, als es bisher war. Ich habe noch heilige Pflichten zu erfüllen! Zuerst gestehen Sie aber ein, daß Sie mich absichtlich getäuscht haben! Meine Pflegerin ist die Tochter der Bürgermeisterin Brand, der Nichte meines verstorbenen Mannes — nicht wahr?"

„Die Tochter der Brand? Wie kommen Sie auf die curiose Idee?" fragte der Doctor.

„Sie haben ganz recht daran gethan, daß Sie den einzigen Verwandten, die ich noch habe, Gelegenheit gaben, feurige Kohlen auf mein Haupt zu sammeln!" meinte die Gräfin. „In einem unbegründeten, falschen Vorurtheil befangen, wies ich die Brand und ihre Tochter von mir. Nun habe ich eingesehen, daß die Marie ein Schatz von einem Mädchen ist, ihr liebes Gesicht, ihr ganzes Wesen, ihre unerschütterliche Geduld einer eigensinnigen alten Frau gegenüber haben mich wieder weich und weiblich gemacht. Jahrelang war ich hart und glaubte das Vorrecht zu haben, jedes menschliche Fühlen von mir zu werfen, weil ich so unglücklich war!"

„Unglücklich — unglücklich!" wiederholte Wilken. „Glauben Sie, daß es auch nur einen Menschen giebt, dem Alles zum Glück ausschlägt? Aber Sie, Frau Gräfin, waren wahnwitzig, hatten sich rein in Ihr Unglück hinein simulirt. Freuen Sie sich, daß durch die Krankheit eine Reaction eintrat und Sie nun endlich wieder zur Einsicht gekommen sind, daß Niemand mit seinem Körper und mit seinem Leben spielen darf, als sei er allein Herr darüber."

„Ich widerspreche Ihnen nicht, das beweist wohl am besten meine Wiederherstellung von geistigen und körperlichen Leiden! Aber Sie sind mir noch das Eingeständniß schuldig, daß Sie wie ein gewiegter Diplomat den Brand's die Wege in mein Haus gebahnt haben. Ich danke Ihnen herzlich dafür und bitte Sie, noch heute die Mutter meiner Pflegerin herzuführen!"

Des Doctors Augen ruhten forschend und prüfend auf der alten Dame; er war sich nicht klar darüber, ob dieses starre Festhalten an einer Vermuthung ein neues Symptom geistiger Erkrankung war, oder ob sich darin nur die Lebhaftigkeit des Wünschens aussprach, mit der die Gräfin eine Hoffnung erfüllt sehen wollte. In ihrem Gesicht spiegelte sich wohl die gespannteste Erwartung ab, aber es lag nichts Starres in den Zügen, die Augen waren klar und lebendig.

„Ich wiederhole Ihnen, daß Ihre Pflegerin mein Mündel, Marie Müller ist!" sagte Wilken nach einer Pause.

Die Gräfin war aus ihrem Sessel aufgefahren. Krampfhaft hatte sie des Doctors Arm ergriffen und drückte denselben fester, als es ihre zarte Hand vermuthen ließ.

„Unmöglich — unmöglich!" rief sie dabei aus. „Die Aehnlichkeit ist zu groß!"

„Aehnlichkeit? Welche Aehnlichkeit?" fragte Wilken. „Aber ja, ich entsinne mich. Mein Freund Gronau sagte mir schon, daß ihm das Gesicht meines Mündels aufgefallen sei, weil es ihn so lebhaft an die Bilder Ihres Schatz erinnere, nach denen er sein Gemälde ausführen soll. Auch mit Ihnen wollte er eine solche Aehnlichkeit gefunden haben. Nun, Maler haben oft ihre eigenen Ansichten, sie schauen alle Menschen mit anderen Augen an, als unsereiner. Solche sogenannten Aehnlichkeiten kommen auch wirklich häufiger vor, als man denkt. Im Großen und Ganzen sehen sich doch alle schönen Menschen ebenso ähnlich, wie sich alle häßlichen gleichen. Ich habe mir auch sagen lassen, daß man jedes Menschengesicht aus denen von drei oder vier Mitmenschen zusammensetzen könne, wenn man nur die richtigen Einzelheiten auswähle. Ich wundere mich danach gar nicht über solche Aehnlichkeiten, die Erinnerungen an andere Personen in uns wach werden lassen."

Die Gräfin hatte anscheinend aufmerksam dem Doctor zugehört, ohne doch zu verstehen, was er sagte.

„Erzählen Sie mir Näheres über Ihr Mündel!" bat sie nun.

„Ueber die Marie ist nicht viel zu erzählen", antwortete Wilken. „So jung sie noch ist, so viel Trübes und Herbes hat sie schon erlebt. Ihre Mutter wohnte hier in Maifeld als arme kranke Wittwe, diese, einen blinden Bruder und eine jüngere Schwester hat das junge Mädchen durch ihre geschickte Nadel jahrelang allein erhalten. Als die Mutter starb, habe ich für die drei Waisen auch hier bei Ihnen um Hilfe gebeten. Sie hatten damals nur ein trockenes Nein für mich!"

„Ich will Alles gut machen, ich —"

„Davon kann keine Rede mehr sein, Frau Gräfin!" fiel Wilken fast barsch ein, „hätte ich bei Ihrer Erkrankung eine andere Person gewußt, deren Händen ich Sie und Ihre Abwartung anvertrauen konnte, bei Gott! die Marie Müller wäre nie in dies Haus gekommen. So aber — nun sobald Sie das junge Mädchen entbehren können, muß sie mir wieder heim. Bruder und Schwester haben ein Anrecht auf ihre Pflegemutter!"

„So wollen Sie mir also die Möglichkeit nehmen, wieder menschlich fühlen zu lernen?" fragte die alte Dame schmerzlich bewegt. „Es that mir weh genug, weher, als Sie ermessen können, daß ich den schönen Traum fahren lassen muß, meine Pflegerin sei meine Verwandte, für die zu sorgen, deren Liebe zu fordern mein Recht sei. Aber dies Mädchen um mich zu wissen, durch Beweise meiner Liebe seine Gegenliebe mir erwerben, an seiner Jugend mein Alter erwärmen zu können, das war es ja, was mir das Leben noch begehrenswerth machte. Allein sein müssen, heißt jetzt für mich wieder menschenscheu, wieder krank werden."

„Ich werde die Marie zu nichts zwingen! Warum soll sie nicht zu Ihnen kommen, Sie besuchen und Ihnen Gesellschaft leisten, wenn Sie es wünschen? Aber sich Ihnen ganz widmen, bei Ihnen bleiben, das ist unmöglich. Sie hat Pflichten gegen ihre Geschwister zu erfüllen, und bald genug wird ein Mann kommen und ihre Hand und ihr Herz für sich fordern, als ein Recht, das ihre Liebe ihm gegeben. Wenn Sie unter Beweisen Ihrer Liebe zu Marie aber Geschenke irgend welcher Art verstehen, mit denen sie abgelohnt werden soll, so bitte ich Sie, dabei mehr als vorsichtig und zart zu verfahren. Das Mädchen hat einen gar stolzen Sinn, und jede Zuneigung könnte erstickt werden, wenn sie sich als eine bezahlte Dienerin fühlen müßte!"

„Seien Sie ohne Sorge, Doctor! Des Mädchens Stolz bei aller Weichheit, bei aller Herbe, die haben mich ja gerade so eingenommen! Sollte ich da diese Eigenschaften nicht auf das Vorsichtigste berücksichtigen?"

Die Gräfin hielt inne, auch Wilken sprach nicht, Beide schienen nur mit ihren Gedanken beschäftigt. Hüstend und klagend fuhr die alte Dame endlich wieder fort:

„Mein Herz war so kalt, so eisig geworden! Wie ein Sonnenstrahl kam das Mädchen in mein vereinsamtes Leben hinein. Ich kann Ihnen nicht sagen, was für Kämpfe gegen mich selbst ich in den letzten Tagen bestanden habe. Aber nun rathen, helfen Sie mir, Doctor, daß ich nicht wieder werde, wie ich war. Ich wiederhole Ihnen, ich habe Vertrauen zu Ihnen. Sie müssen mein Bundesgenosse sein, wenn der böse Geist wieder über mich kommen sollte!"

„An mir soll es nicht fehlen, Frau Gräfin!" antwortete Wilken, seine warme, gefühlvolle Art kam jetzt zum Durchbruch. „Aber ehe wir weiter darüber reden, versprechen Sie mir auch eins: Ehe Sie mir und meinem Mündel, die wir Ihnen doch immerhin Fremde sind, Ihr Vertrauen schenken, müssen Sie den Versuch machen, ob Sie nicht anderer Meinung über Ihre Verwandten, über die Frau Brand und ihre Tochter, werden. Ich bege für die Beiden persönlich keine Sympathie, aber Sie müssen sie selbst sehen und kennen lernen, um ein Urtheil zu fällen. Schreiben Sie ihnen, rufen Sie die Damen zu sich. Bestehen Sie nach der Begegnung noch darauf, der Marie einen näheren Platz bei sich einzuräumen als jenen, so will ich mit dafür sorgen, daß mein Mündel Ihren Wunsch erfüllt. Dann weihen Sie auch mich ein in die Geschichte Ihres Lebens. Bis dahin ist es besser, Sie erzählen mir nichts. Sie könnten es später bereuen, daß Sie einer momentanen Gefühlswallung folgten und mir Eröffnungen machten, die vielleicht Ihre Familie in ein schlechtes Licht stellen."

Die Gräfin sah den Arzt verwundert und fragend an.

„Gut — ich thue Ihnen den Willen, Doctor!" sagte sie dann. „Machen Sie selbst den Brand's die Mittheilung, daß ich ihren Besuch erwarte. Aber mögen die Beiden mir noch so gut gefallen, meine Ansicht über die Marie soll dadurch doch nicht geändert werden!" —

Lange noch, nachdem der Doctor Wilken die Gräfin wieder verlassen hatte, saß diese überlegend und sinnend da. Es war ihr nun selbst ein Räthsel, daß sie den Mann, der so formlos mit ihr verkehrte, der sie bei dem ersten Begegnen so abgestoßen hatte, zu ihrem Vertrauten gemacht. Aber alle Bedenken, alle Fragen schwiegen dann vor dem lauter und lauter werdenden Wunsch des so lange vereinsamten Herzens, das Liebe verlangte um jeden Preis.

* * *

Am Abend des folgenden Tages saßen in einem kleineren Zimmer des alten Hauses, im Erdgeschoß dicht neben der Küche, zwei weißhaarige Personen bei einander, der Diener Friedrich und die Köchin Albertine. Draußen in dem Garten tobte der erste Herbststurm, klatschend schlugen große Regentropfen an die fest verschlossenen Fensterläden. Um so behaglicher war es in dem kleinen Raum. In dem Ofen brannte ein lustiges Feuer, auf dem weißgedeckten Tisch vor dem altmodischen, steiflehnigen Sopha eine helle Lampe, die ein tüchtiges Stück kalten Braten, goldgelben Butter und Käse, einen braunglänzenden Laib Brod und einen mit einem grünen Kranz verzierten Kuchen beleuchtete.

Friedrich saß mit feierlicher Miene auf dem Sopha. Die blüthenweiße Halsbinde zeigte heute eine fast stutzerhaft geschlungene Schleife, das Haar war über der Stirn, wo es sonst glatt anlag, in eine jugendliche Locke gedreht. Auch den Lieröerock trug der Alte heute nicht, er hatte statt dessen einen solchen aus schwarzem Tuch angelegt.

Nicht weniger festlich hatte sich seine Freundin Albertine angethan, die einen Platz auf dem Sopha verschmähte, um von ihrem Stuhle aus durch das kleine Fenster in der Thür die Küche übersehen zu können. In dem faltigen Kleid von schwerem schwarzen Stoff und der großen Spitzenhaube mit den dunkelrothen Seidenbändern glich sie einer würdigen ehrsamen Bürgersfrau, die nach einem Leben voll Arbeit und Mühe sich ihrer Ersparnisse bedient, um ihr Alter zu genießen.

Friedrich hatte schon verschiedene Male seine Uhr aus der Tasche gezogen und das Vorrücken des Zeigers ungeduldig beobachtet. Als er jetzt wieder das doppelte Gehäuse des laut tickenden kleinen Ungeheuers schloß, das er für ein Meisterwerk der Uhrmacherkunst hielt, da sagte er mit einem gewissen ärgerlichen Ton:

„In früheren Jahren hatten wir um acht Uhr schon den Thee getrunken, und ich konnte uns den Punsch brauen, Tinchen!"

„Dafür haben wir heute auch einen Gast zu erwarten, der mir die Ehre anthut, meinen Geburtstag mitzufeiern. Und daß Sie's nur wissen, Friedrich, Punsch giebt's heute nicht. Ich habe ein paar Fläschchen guten Wein gekauft, für das Fräulein etwas Süßes, für Sie ein kräftig Tröpfchen!"

„Gekauft, Tinchen, gekauft? Sie wissen doch, daß wir den besten Wein reichlich im Keller haben, den doch Niemand trinkt, denn was die Frau Gräfin genießen, ist partout nicht zu rechnen!"

„Aber Friedrich!" fiel die Haushälterin vorwurfsvoll ein. „Haben Sie an meinem Geburtstage in meiner Stube jemals einen Bissen genossen, den ich nicht bezahlt habe? Nicht ein Körnchen Salz soll mir hier auf den Tisch, das nicht mir gehört und von mir erworben ist!"

„Nichts für ungut, Tinchen, ich habe es ja nicht böse gemeint, und heute dürfen Sie sich am wenigsten über ein Wort ärgern, das ich sage. Sie wissen doch, ich bin ein loser Vogel, wenn wir Ihren Geburtstag feiern — wie ein Zwanzigjähriger, ganz wie ein Zwanzigjähriger!"

Der Alte rückte auf dem Sopha seiner Freundin näher und wollte seinen Arm um ihre breite Taille legen, wohl gar die Gelegenheit zu einem Kuß in allen Ehren benutzen, um zu beweisen, daß er wirklich der lose Vogel sei, für den er sich ausgab. Albertine aber wehrte ihn ab, sie senkte verschämt die Augen, ein Schimmer von jugendlichem Erröthen zeigte sich auf ihrem verrunzelten Gesicht.

„Nicht doch — nicht doch, Alter!" flüsterte sie. „Solche Thorheiten passen für uns nicht mehr. — Da kommt auch das Fräulein!" fuhr sie dann lauter fort.

Die Thür hatte sich geöffnet und Marie Müller trat ein. Die beiden Wartenden waren aufgestanden und begrüßten das junge Mädchen mit respectvoller Vertraulichkeit.

Mit herzlicher Freundlichkeit, ohne eine Spur von der ihr sonst eignen stolzen Zurückhaltung, hatte Marie die Begrüßung erwidert und sah sich jetzt mit Interesse und Theilnahme in dem Stübchen um.

„Bei Ihnen ist es aber hübsch und gemüthlich!" sagte sie, nachdem sie die einfachen Möbel, die eingerahmten Schildereien und den Wandschrank betrachtet hatte. „Und da, der Glasschrank mit den alten Tassen und Gläsern, der erinnert mich an meine Kindheit. Meine Mutter hatte auch einen solchen, sein Inhalt war ihre stete Freude. Sie mußte nach und nach Stück um Stück verkaufen, um Brod für die hungernden Kinder zu schaffen."

Albertine wollte die trüben Gedanken verscheuchen.

„Bitte, Fräulein, da auf das Sopha müssen Sie sich setzen", fiel sie ein. „Friedrich nimmt den Stuhl hier — So — nun darf ich Ihnen eine Tasse Thee geben."

Rührig und behende holte die Alte ihr Theegeschirr von einem Nebentischchen. Als sie dann in die Küche ging, um den heißen duftenden Trank zu besorgen, begann Friedrich mit geheimnißvoller Miene:

„Dies Zimmerchen und der ganze Kram hier drinnen ist der Albertine ihr größter Stolz. Denken Sie nur, Fräulein, jedes Stück gehört ihr, Alles hat sie nach und nach in den fünfunddreißig Jahren, die sie bei der Frau Gräfin dient, angeschafft. Deshalb wollte sie auch so gern in dem kleinen Gartenhaus wohnen, da wäre sie so ganz ihre eigene Herrin gewesen. Wenn sie dann Abends die Thür hinter sich zuschloß, fühlte sie sich selbst wie eine Gräfin, sagte sie. Nun — jeder Vogel will sich halt gern ein Nest bauen!"

„Und wir ist das Nestbauen leicht genug geworden", fiel die alte Köchin ein, die mit der Theekanne zurückkam. „Was ich nicht kaufte oder anschaffen konnte, das hat der Friedrich mir zu Weihnachten und Geburtstagen geschenkt und stets Das hergebracht, was ich mir am meisten wünschte!"

Albertine tauschte mit Friedrich einen Blick, der mehr als Worte aussprach, wie gut die Beiden sich verstanden, wie glücklich sie in dem Bewußtsein waren, daß sie sich gegenseitig in Freundschaft ihr Leben verschönt hatten.

Eine Weile wurden jetzt nur Worte laut, die sich auf Essen und Trinken bezogen. Friedrich hatte nochmals wiederholt nach der Uhr gesehen, bis Albertine darauf aufmerksam wurde und ihn nach dem Grund fragte.

„Ich erwarte auch noch einen Besuch", antwortete der Alte. „Passen Sie auf, Albertine, es kommt noch Jemand und bringt Ihnen einen Glückwunsch spät am Abend!"

Die Köchin hob den Deckel und sah besorgt in ihre Theekanne, um sich zu überzeugen, ob der Inhalt noch für einen Gast ausreiche. Friedrich sah mit einem schalkhaft lächelnden Blick auf das junge Mädchen, das wie in einer Ahnung erröthete. Zu weiteren Erörterungen blieb aber keine Zeit. Schon hatte eine feste Hand an die Thür geklopft; als Albertine sie öffnete, stand Gronau vor ihr. Knixend und vergeblich nach passenden Worten suchend, hörte sie zu, wie der Maler ihr noch viele Jahre in Gesundheit und Zufriedenheit wünschte, und nahm dann mit zitternden Händen ein sorgfältig verhülltes Packet von ihm an. Als sie mit erwartungsvoller Neugier die Umhüllung gelöst, entfuhr ein Schrei freudiger Ueberraschung ihren Lippen. Sie sah ein kleines Bild in einfachem Goldrahmen, das wohlgetroffen den Kopf der Gräfin Wolfseck zeigte.

Während Albertine ihrer Bewunderung über das Geschenk lauten Ausdruck gab und ein über das andere Mal in staunende Ausrufe über die sprechende Aehnlichkeit ausbrach, erzählte ihr Friedrich, daß er von dem Entstehen des Bildes schon seit acht Tagen gewußt habe, und belobte sich selbst über die Verschwiegenheit, mit der er sein Geheimniß gewahrt. So fand Gronau unerwartet Gelegenheit, mit Marie zu sprechen, die zitternd, wie fassungslos vor ihm stand.

„Ich mußte Sie noch einmal sehen und sprechen, Marie!" sagte er. „Meine Arbeit ist beendet, morgen übergebe ich der Gräfin das Bild ihres Sohnes, und damit fällt jeder Grund zu längerem Verweilen in Maifeld. Ein Wort, ein Blick von Ihnen, die geringste Andeutung, daß ich noch hoffen darf, — und heute noch gehe ich zu Wilken, um von ihm zu fordern, daß er Sie freigiebt, daß er, den Sie nicht lieben, nicht lieben können, auf ein Opfer verzichtet, welche Sie ihm nur aus Achtung und Dankbarkeit bringen. Marie, ich beschwöre Sie bei meiner Liebe, machen Sie nicht drei Menschen, sich selbst, Erich und mich, unglücklich, indem Sie darauf bestehen, daß die Stimme Ihres Herzens vor dem Rufe einer sogenannten Pflicht schweigen müsse. Wenn Sie sagen, daß Sie mich nicht lieben, so belügen Sie sich selbst!"

Mariens Gesicht war wie in Purpur getaucht, eine Blutwelle färbte auch Nacken und Schläfe. Ohne den gesenkten Kopf zu heben, antwortete sie leise flüsternd:

„Bleiben Sie in Maifeld — wenige Tage noch — Wilken denkt nicht mehr an eine Heirath — aber heute kein Wort mehr darüber!"

Gronau war im freudigen Gefühl eines ausbrechenden Glücks wie erstarrt, er wollte aufjubeln und die Geliebte in seine Arme schließen, aber Marie war ihm schon entschlüpft, mit dem Finger auf dem Mund zum Schweigen mahnend, stand sie neben der alten Köchin, die sich von der Betrachtung des Bildes noch immer nicht hatte trennen können.

Erst als die kleine Gesellschaft sich wieder an den Tisch gesetzt, Albertine den Wein aufgestellt und den Kuchen zerschnitten hatte, war Gronau so weit beruhigt, daß er anscheinend unbefangen nach dem Befinden der Gräfin fragen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— Halle, 20. September. Von hier wurde vor einigen Tagen berichtet, daß die Cassierin eines auf dem Roßplatz weilenden Geschäftsinhabers mit 400 ℳ verschwunden sei. Man vermuthete, derselben sei ein Unfall zugestoßen. Jetzt wird mitgetheilt, daß die Dame mit einem jungen Manne auf Reisen gegangen war. Da sie Reue über ihre Flucht empfand, richtete sie von Berlin aus an den noch in Halle aufhältlichen Geschäftsherrn die Bitte um Verzeihung. Diese hat er auch gewährt und beschlossen, das Fräulein zu — heirathen. Liebe überwindet alles!

— Berlin, 20. September. Der Verein Stolze'scher Stenographen in Berlin (Vorsitzender H. Schottländer) eröffnet wiederum für außerhalb Berlins wohnende Personen briefliche Unterrichtscurse in der vereinfachten Neu-Stolze'schen Stenographie (amtlich in Anwendung im deutschen Reichstage, in den beiden Häusern des Landtages rc.). Der Unterricht erfolgt unentgeltlich gegen Erstattung der Auslagen für das Lehrbuch (1,20 ℳ einschließlich Porto). Näheres durch Herrn A. Huydorff, Berlin W., Culmstraße 32.

— Königsberg, 18. September. Aus den von dem verstorbenen Geh. Commerzienrath Simon testamentarisch bestimmten Legaten heben wir folgende hervor: Der Stadt Königsberg zu einem Siechenhaus 100 000 ℳ, zu dauernden Wohlthätigkeitsanstalten 300 000 ℳ, für Kunstinstitute 100 000 ℳ, der jüdischen Gemeinde Königsberg 200 000 ℳ, für das jüdische Waisenhaus 100 000 ℳ, dem Vorsteheramt der Kaufmannschaft zur Moritz Simon'schen Stiftung, die auf Grundlage der Stahl'schen confessionslosen Stiftung zu verwalten ist, 100 000 ℳ, dem Blinden- und Taubstummen-Institut je 15 000 ℳ, der Universität und den Gymnasien je 10 000 ℳ, den Mittel- und Volksschulen 20 000 ℳ. Die Summe der Vermächtnisse für öffentliche Zwecke beträgt rund 1 100 000 ℳ; nahezu eine halbe Million ist außerdem für Stiftungen zu Gunsten der Beamten des Simon'schen Bankhauses, für Freunde u. s. w. ausgesetzt.

— Friedrichsruh, 20. September. Graf Kalnoky besichtigte heute Mittag 12 Uhr unter Führung des Fürsten von Bismarck die nahe der Station Friedrichsruh gelegene bekannte Holzpflasterfabrik des Fürsten und nahm eingehend die großartigen Anlagen des Etablissements, sowie die Herstellung der Pflasterklötze, das Imprägniren und die weitere Verarbeitung derselben in Augenschein. An der Station, auf welcher eben ein Zug eingelaufen war, hatte der Berliner Holzindustrielle Herr Freese, welcher die Pflasterungen ausführt, die Ehre, von dem Fürsten angesprochen zu werden und demselben die Beendigung einer von ihm soeben in Italien ausgeführten größeren Pflasterung mit Friedrichsruher Holz anzeigen zu können und Seiner Durchlaucht und seinem Gaste Näheres über den sehr befriedigenden Ausfall der Arbeit mitzutheilen. Ein zahlreiches aus Hamburgern und Fremden bestehendes Publicum hatte sich vor dem Schlosse des Fürsten wie auf der Station versammelt, um den Reichskanzler und seinen hohen Gast zu begrüßen.

— Köln, 20. September. Die Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte nahm im Fortgange der Sitzung die Statutenänderungen im Ganzen mit geringer Mehrheit an. Nach denselben ist die Mitgliedschaft eine dauernde; die Gesellschaft kann eigenes Vermögen und Besitz erwerben, es wird ein aus 15 Mitgliedern bestehender Vorstand gewählt, zu welchem der jedesmalige Geschäftsführer gehört. Der gewählte Vorstand wird mit der Ausarbeitung endgiltiger Satzungen beauftragt, über welche in der nächsten Versammlung in Heidelberg Beschluß gefaßt werden soll.

— Straßburg i. E., 20. September. Der Großherzog und der Erbgroßherzog von Baden sind heute Abend zu den Manövern der 30. und 33. Division bei St. Avold abgereist.

— Ein waghalsiger junger Mann, Namens Charles Percy, versuchte am 16. dss. in einem kleinen Boot die Stromschnellen des Niagara zu passiren. Das Boot kenterte augenblicklich, als es in die kochende Fluth gerieth, und Percy wurde für verloren gehalten. Er kam indeß wiederum an die Oberfläche, und indem er mit großer Geschicklichkeit alle Hindernisse auf seinem Wege vermied, landete er schließlich sicher im Devil's Pool. Er hat somit eine That vollbracht, deren sich vor ihm noch Niemand rühmen kann.

Literatur.

Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Von Feodor Wehl. Mit Portrait, Ansichten rc. Verlag von K. C. Reher, Altona. — Vor uns liegt ein reizendes kleines Buch in Miniaturformat, sauber gedruckt und mit interessanten Beilagen (Bilder, Handschriftproben rc.) versehen. Theodor Storm, bekanntlich einer unserer bedeutendsten Novellisten, ist im Juli d. J. verstorben, und in der dieser Gelegenheit so recht zu Tage getreten, wie beliebt der Dichter war und wie hoch man seine Werke zu schätzen weiß. Das vorliegende Werkchen will nun keine eigentliche Biographie sein; der Verfasser sagt vielmehr in seiner Einleitung: „Die Darstellung und Würdigung, welche die vorliegenden Blätter bieten, wollen weder schmeicheln noch in blinde Verehrung ausströmen, sondern einfach über den Abgeschiedenen selbst wie über seine Dichtungen die Wahrheit sagen und in dieser Wahrheit nachweisen, nicht nur, wie er und seine Schöpfungen geworden, sondern auch wodurch und wie sie beide zu dem Ansehen und dem Ruhme gelangt sind, die sie im Laufe der Zeit errungen haben." — Das ist dem Herrn Verfasser denn auch in trefflich vorzüglicher Weise gelungen. Durch die abgerundete Darstellung und die kurze präcise Würdigung der bedeutendsten der Storm'schen Dichtungen stellt das Büchlein eine wenige Erinnerung an den verblichenen Meister dar, welches sich gar bald alle Freunde der Storm'schen Muse überhaupt erwerben wird.